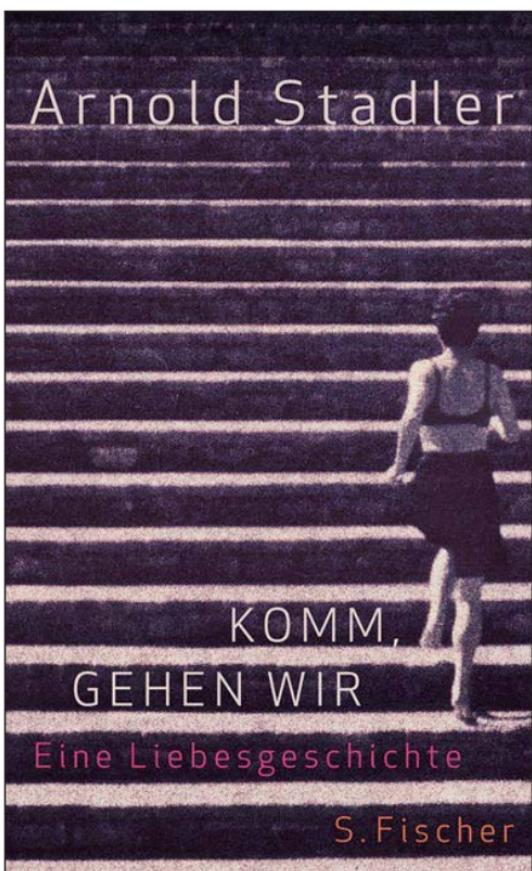


Unverkäufliche Leseprobe des S. Fischer Verlages

Arnold Stadler

Komm, gehen wir

Roman



Preis € 18,90 SFR 33,40

400 Seiten, gebunden

ISBN 978-3-10-075127-0

S. Fischer Verlag

Gattung: Roman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung der Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2007

## *1. Komm, gehen wir. Und sie gingen*

Eigentlich waren sie nur zum Braunwerden hierhergekommen. Deswegen waren sie hier. Und das Meer sehen wollten sie. Und nichts tun. Und sonst gar nichts.

Gerade hatte Jim sie um einen Schluck Wasser gebeten und sich neben sie auf sein kleines Handtuch gesetzt. So begann ihre Geschichte. Und wie jede Liebe begann auch diese mit einem Blick.

Das wusste er aus den Liebesfilmen.

Es war eine alte Sehnsucht, mit der ihn Tante Paula infiziert hatte. Sie liebte Capri, muss es geliebt haben, denn anders ließ es sich nicht erklären, dass sie wie ein Kind sprach, wenn sie davon erzählte.

*Das Schönste auf der ganzen Welt!*, sagte sie, wie Kinder sagen. Roland sah sie noch mit diesem Satz dastehen und hörte noch das Ausrufungszeichen hinter *auf der ganzen Welt*.

Vielleicht war es auch wegen der Liebe, von der Roland damals noch nicht viel wusste, dass es immer Capri sein musste. Und die Liebe einer alten Frau gab es für ein Kind von einst ohnehin nicht – solche Sätze waren Roland in den Sinn gekommen, als ihm diese Frau in den Sinn kam. Die Erinnerung war Schnee von gestern und das Kapital von Schriftstellern und Verliebten, die ihre große Zeit hinter sich hatten.

Tante Paula hat ihnen jedes Jahr eine Karte von diesem Meer und den Felsen geschickt. So sah er auch nebenbei zum ersten Mal das Meer. Als Kind saß er auf ihrem Schoß, wenig

später hat sie seinen Händen Manieren beibringen wollen, dann die ersten Worte Französisch. Sie sah, wie er wuchs, und jedes Mal, wenn sie zu ihnen nach Hause kam, das war einmal im Jahr, sah Paula, wie er Fortschritte gemacht hatte im Leben.

Später, als sie wieder in die Nähe gezogen war, an den See, in der Illusion, zu Hause stürbe es sich leichter, hat sie immer wieder nach ihm gefragt, er solle sie doch einmal besuchen. Was kaum einmal geschah. Nach ihrem Tod sagten die Fortschrittlichen unter ihren Menschen, die zurückgeblieben waren, Tante Paula sei lesbisch gewesen. Das war in einer Zeit, als dieses Wort in den offiziellen Mitteilungen noch nicht vorkam, schon gar nicht im kleinen Nachruf des *Südkurier*. Für Roland war diese Tante jedoch das erste Beispiel einer Liebe, die nicht so war wie die anderen.

Tante Paula, viersprachig alt geworden, das Fräulein Hahn, war vor Jahren viersprachig hier herumgegangen, jedes Jahr, früher mit Irmchen, später, nach Irmchens Tod, immer allein, auf diesen Wegen, denselben Wegen, à la recherche du temps perdu (wie eine Witwe oder ein Schriftsteller, der sich erinnern muss), auf denen gerade Roland und Rosemarie unterwegs gewesen waren, eine Woche lang, und immer wieder hatte Roland an seine Tante gedacht und an sein bisheriges Leben und wusste auch nicht, warum gerade jetzt, und er hat Rosemarie von seinem Leben und seiner Tante erzählt, vom Schnee von gestern, der zur Erinnerung verschmolzen war. Er hätte ihr gerne eine Karte geschrieben, aber Paula war tot, und ihre erste Adresse, *Himmelreich*, hätte ohnehin schon längst nicht mehr gestimmt. Sie kam nämlich, wie Roland auch, von einem Ort, der Himmelreich hieß. Das dazugehörige Land hieß Schwäbisch Mesopotamien, denn es lag da, wo die Donau und der zum Bodensee ausufernde Rhein, zwei Flüsse, schon oftmals besungen, am engsten zusammenkamen. Andere sagten auch: *Das Goldene Dreieck*, denn den Neckar, auf den Hölderlin lan-

ge genug hinuntersah (wenn er aber eine Hymne schrieb auf ihn, war es hinauf), muss man sich auch noch dazudenken.

So war Capri von Anfang an ein wenig dies alles: Kindheit, Liebe, Nähe und Ferne, Vergangenheit und Zukunft, und ein wenig (von dieser Zukunft) auch schon der Tod. Aber so weit wie Paula waren sie noch lange nicht, die damals auf denselben Wegen herumging mit schönen Gedanken und Erinnerungen in ihrem Kopf. Und darüber trug sie im Sommer immer einen leichten Sommerhut. Und eine ihrer schönen Perlenketten.

Sogar noch einen Sommerpelz hatte sie im Gepäck für die Abende. Zweimal am Tag ging sie auf die Piazza, zum Sonnenuntergang den ebenen Weg zur Punta Tragara, und zurück in ihr schönes kleines Hotel Krupp, am Grand Hotel Quisisana vorbei, was eine Bedeutung hatte: »Hier heilt man sich«. Wovon?

Die Via Krupp war sie vielleicht auch hinuntergegangen und hat dann wie von einem Abenteuer erzählt, als wäre sie dabei gewesen. Wie sie auch vom Lago Maggiore noch erzählen konnte, wo sie zum ersten Mal eine Palme sah, das nun schon eine Peinlichkeit gewesen, der Lago Maggiore wie die erste Palme, peinlich genug für Tiefseetaucher vor dem Great Barrier Reef. Capri war nun ja auch schon eine Peinlichkeit. Kein Mensch, der 1978 auf sich hielt, fuhr nach Capri, außer einigen, die es sich leisten konnten.

Und dann blieb Paula vielleicht auch an der Stelle stehen, wo es von der Via Krupp aus auf einer ganz steilen Treppe nach unten ging, bis zum Meer hin, wo Roland, Rosemarie und Jim jetzt zusammenlagen. Die Stelle war von der Via Krupp aus nicht zu sehen, und Paula hatte sich vielleicht überlegt, auch noch den Rest zum Meer hinunterzusteigen, mit der Höhle dahinter, wo der arme Krupp angeblich Orgien gefeiert hatte und sich auf das Gerücht der Meute hin das Leben nehmen musste. Aber das war ihr zu gefährlich, die steilen Stufen hinunter, dachte die gebildete Paula.

Aber vielleicht hat sie auch gar nicht gedacht, ist einfach weitergegangen und hat irgendetwas anderes gesehen, denn die neuesten Ergebnisse der Hirnforschung besagten, dass es gar nicht Denken war, sondern eine chemische Reaktion.

Und es war ja auch nicht der freie Wille Tante Paulas, der sie nun weitertrieb, sondern eine chemische Reaktion. Denken war nur noch ein Wort. Man sagte nur noch so, wenn man zu denken glaubte. Der Mensch dachte nur noch, dass er dachte. Das hatten die Experten herausgefunden, die sich längst so mit Gott verwechselten wie ein Dirigent mit dem Komponisten immer schon, die an jener Stelle, an der der Schöpfer am meisten gelitten hat, sich am meisten feiern ließen.

Von dem allen wusste Paula noch nichts. Ihr Glück kam manchmal mitten aus ihrem Bauch.

Tante Paula hatte ihr Leben viersprachig allein verbracht, meistens allein, als hätte man dafür studieren müssen, war Hauslehrerin gewesen, Direktorin eines privaten Mädchen-Instituts, hatte in ihrer Jugend auf Schlössern gelebt, eine Zeit lang, die schönste Zeit, fast dreißig Jahre mit ihrer Freundin in einem Häuschen unweit von Humboldts Tegeler Schlösschen, alles in Hellblau und Rosa, die ganze Wäsche, Paulchen war hellblau, Tante Irmchen rosa gewesen, als hätten sie noch in der Strampelhosenzeit gelebt in von Bruno Paul und Richard Riemerschmid entworfenen Sofagarnituren und mit Teatime-Tassen von Heinrich Vogeler aus Worpswede.

Eine dieser Sofagarnituren hatten sie geerbt, sie war schon mit Tante Paulchens letztem Umzug an den See gekommen, sodass der Umzug ins Himmelreich ganz billig war, eine einzige Beiladung mit der Firma Uwe Zapf International, die andere ging an die Seite von Irmchens Verwandtschaft. Und so war das Leben in zwei Teile gebrochen. All diese Dinge, die ihre Geschichte hatten, standen nun im Himmelreich, zusammen mit anderen Dingen, die das Leben verschönerten, nur die Papiere und Kommunalobligationen waren ziemlich verbraucht.

Der Fotograf, der am Abend auf der Piazza von Tisch zu Tisch ging, dessen Fotos dann schon am nächsten Tag im Schaukasten zwischen Piazza und Quisisana von allen, die vorbeigingen, studiert wurden, in der Hoffnung, sie würden Gracia Patricia, Maria Callas oder sonst eine Berühmtheit entdecken, hat auch sie fotografieren wollen, aber sie lächelte nur und sagte akzentfrei *grazie*.

Sie traute sich gar nicht mehr, schön zu sein, sie war es doch und lächelte nur noch, als hätte sie auch einmal gelebt und könnte sich sehr wohl noch daran erinnern.

An einem dieser Tischchen saß sie wohl und erinnerte sich, ganz allein, und trank noch einen Campari, aber nicht zu spät. Um zehn war sie schon wieder im Bett, denn morgen war auch noch ein Tag. Dann stand sie irgendwann auf, von keinem der Tischchen bemerkt, an denen die Großen saßen, Loriot vielleicht, die Großeltern Claudia Schiffers väterlicherseits mit ihrem in den Wechseljahren befindlichen Kind, dem späteren Vater Claudias, oder der spanische König inkognito auf Brautschau, war in ihren weißen Trevira-Hosen nach Hause gegangen, ganz allein, vor bald zwanzig Jahren, und warf auf dem Weg in ihr schönes kleines Hotel Villa Krupp immer einen Blick auf die Gäste des Quisisana, aber nicht zu sehr, und schon gar nicht, um zu vergleichen.

So stand sie auf, von keinem bemerkt – *es wird so langsam Zeit* –, sagte sie sich. Mit einer bewundernswerten Disziplin hatte sie gelebt, und so starb sie wohl auch, in vier Sprachen perfekt, von keinem wahrgenommen, und dann war sie einfach nicht mehr da. Ins Himmelreich kam eines Morgens ein Anruf von ihrem Hausmädchen Erika, das auch schon gegen siebzig war, Fräulein Paula sei plötzlich gestorben, tot in ihrem Bett.

Ihre Tagebücher blieben ungelesen. Auch weil sie noch in dieser alten Schrift geschrieben waren. Roland kannte diese Schrift nur aus dem Zeichenunterricht. Es war eine sehr sorgfältige Schrift, ein sorgfältiges Leben gewesen, so klar wie gestochen.

In einer dieser Hefte hat sie vielleicht noch, bevor sie das Licht ausmachte, das letzte Mal hineingeschrieben, was sie alles gesehen hatte an diesem Tag, hatte Notizen von einem Leben gemacht, hinter dessen Sinn sie bis zuletzt nicht gekommen war, erschöpft von einem Leben, das sie vielleicht gar nicht geführt hatte. Sondern vielleicht nur beschrieben und zu beschreiben versucht hatte, dieses Leben. Aber sie war trotz allem dankbar für alles. Ihr letztes Wort könnte *grazie* gewesen sein.

Tante Paula hat ein Leben geführt wie in einer bisher nicht aufgeschriebenen Kurzgeschichte.

Jetzt hatte Roland längst das Abitur und lebte in der Rauschzeit. Hatte Rosemarie und die Erinnerung an Tante Paula und ihre Postkarte, auf der er zum ersten Mal das Meer sah. Und nun kam auch noch Jim dazu.

Die beiden hatten schon einen Hochzeitstermin für den Spätherbst. Und nun saßen sie zusammen mit Jim auf ihren Handtüchern vor den Faraglioni-Felsen und hatten die Zeit vergessen, so sehr lebten sie. Es war schon ihr letzter Tag auf Capri, der 24. August 1978.

Man muss sich die Musik dazudenken, die Sommerlieder von San Remo, die unablässig aus den mitgebrachten Transistorradios herauskamen, die Kassettenrekorder, noch ein Wunder, wie Massimo Ranieri *Innaammuurraattuu* sang, jeden Buchstaben sang er doppelt, als könnten auch sie Liebespaare sein, wie auch die Wörter – *oi vita oi vita mia* –, und man musste sich den Sog der Wellen dazudenken, das Hin und Her um die Felsen, die aus demselben Material waren wie der Kalksandstein zu Hause, und in der Ferne hörte man die Kinder vom Bagno Privato Le Sirenuse selig herüberschreien, wo ein Liegestuhl schon fünfzehn Mark kostete, die Sonne und ihr Glitzern und Glimmern auf dem Wasser, sich alles dazudenken, die siebenunddreißig Grad draußen und drinnen, das ältere

Paar aus Neapel, das alles mithörte und nicht verstand. Doch sie hatten offene Augen. Mit einem Handtuch auf dem Kopf unter dem mitgebrachten Sonnenschirm. Ab und zu schlurften sie zum Wasser oder ein paar Schritte in die eine und dann in die andere Richtung, aus unerfindlichen Gründen. Undurchschau- bar genossen sie das Leben, setzten sich wieder, griffen zu ihrer Zigaretten- schachtel und rauchten, als wäre dies ihr Kinderspiel, und den Tag über lasen sie Zeitungen oder taten so, Illustrierte, die immer noch mit den Bildern vom toten Papst daherkamen, der schon am 6. August in Castel Gandolfo gestorben war, vor Ferragosto, und von seinem schönen Sommerpalast und der Aussicht auf den See nichts mehr hatte. Die Fotos der Kandidaten des Konklaves jedoch, die bald aus dieser und der Geschichte überhaupt verschwanden – *Rein gehen Sie als Papst, herauskommen tun Sie als Kardinal* –, waren nun von einem ganz anderen Interesse.

Dazuzudenken ist etwas weiter gegen die Höhle hin – meist horizontal – die Französin, stundenlang ausgestreckt, als einziges Kleidungsstück eine rabenschwarze Sonnenbrille mit Spiegelglas wie in einem Film von Claude Chabrol, sodass Jim nicht bis zu ihren Augen vordrang und nicht nach Wasser fragen konnte und die daher auch aus dieser Geschichte verschwand; und dann die paar Typen nebenan, unklar, ob noch Exhibitionisten oder schon Voyeure, die nicht nach Wasser gefragt hatten, sondern irgendwann ihre Sachen packten, ihre Badeschlappen, das Transistorradio und das Handtuch, sich über die Via Krupp wieder nach oben machten, als wäre nichts gewesen, und aus dieser Geschichte verschwanden.

Denn Jim hatte sich entschieden, gerade diese beiden nach Wasser zu fragen. Warum dies so war, weiß der Teufel.

Und schließlich noch die Flasche aus Plastik von 1978 sich da- zudenken, ein glatter Verstoß gegen die Mülltrennung. Das war schon fast alles, was am Strand zurückblieb und aus dieser Geschichte verschwand.

Roland schaute sich nach einer Weile nach einer Möglichkeit um, wohin er kurz verschwinden könnte, wie er Rosemarie sagte.

*Geh doch in die Höhle!,* sagte sie.

Und da er nicht ins Wasser pinkeln wollte, wie das schon die Kinder im Schwimmbad taten, und auch nicht in diese Höhle, stellte er sich, von ihnen abgewandt, in jene Nische rechts neben der Höhle und sah sich als Schatten an der Wand, die Sonne stand schon ziemlich tief, und die Füße noch am Boden, als Schatten, der gegen die Wand hin wuchs, ein Teil von ihm war auf dem Boden, der andere zog sich grotesk, huschte über die Kante vom steinigen Boden und sich davon abhebendem Fels, als gälte für ihn der rechte Winkel nicht, so war es ja auch, sein Schatten schlich von seinen Füßen weg nach oben, wo sein Schattenkopf war. Und da es nun einmal sein musste, pinkelte er gegen die Wand, gegen seinen Schatten, gegen dieses Gesicht, aus Übermut darüber, was das Leben noch alles für ihn bereithielte – es war die reinste Lebensfreude, nicht viel anders als bei den Kindern, die an einem Nachmittag hundertmal ins Wasser springen konnten, warum weiß auch niemand so richtig –, und dann noch über seine ganze Gestalt, nachdem er einmal Gefallen daran gefunden hatte, als gehörte es zu den Spielen, die bald vorbei waren.

Als er zu Jim und Rosemarie zurückkehrte, hatte er das schon wieder vergessen. Aus solchen Augenblicken, die bald vergessen waren, setzte sich das Leben zusammen.

Rosemarie, die aus Minden stammte und Medizin studierte, fast schon fertig war damit, in einer süddeutschen Stadt namens Freiburg, wie Rosemarie und Roland Jim zu erklären versuchten, denn er hatte von Freiburg nie gehört. Das war ein Ort, der stolz war darauf, schon gar nicht mehr ganz in Deutschland zu sein und mit dem anderen Freiburg in der Schweiz, wo es auch eine berühmte Uni gab, verwechselt zu werden. Sie machten *Oben-* und *Unten-*Zeichen und sagten

dazu *Germany* und *Southwest*, sagten noch *France* und *Switzerland*, um jeden Anschein der Provinzialität zu vermeiden, denn Roland und Rosemarie hatten mehr Angst, deutsch zu sein, als aus der Provinz zu kommen und dies auch noch sagen zu müssen, es war immer wieder eine Kapitulation, eine lebenslängliche Kapitulation. Zum Glück konnten sich die beiden nun in die Internationalität flüchten, ihre Sprache war also Englisch, so gut es ging.

Roland war mittlerweile bei der Philosophie gelandet, nachdem er mit dem Ballett und der Landwirtschaft gescheitert war. Davon später.

Wie sich bald herausstellte, waren Jim und Roland zwar nicht auf den Tag genau gleich alt, doch auf die Stunde, was aber aufgrund der Tatsache, dass sich die Erde dreht (es folgte die willkürliche Einteilung der Welt in Zeitzonen von Greenwich aus), dazu führte, dass es in Europa schon kurz nach Mitternacht, Allerseelen, war, in Amerika aber erst Donnerstagabend, ein Umstand, dem sie von Anfang an eine Bedeutung beimaßen.

Rosemarie, in deren Pass dieser schöne, aber damals wenig brauchbare Name stand, war auch so alt oder so jung wie die beiden, bald vierundzwanzig – wenn auch nicht am selben Tag geboren. Manchmal dachten sie schon je für sich, dass sie nicht mehr ganz jung wären und der Ernst des Lebens, der ihnen schon am letzten Tag im Kindergarten in Aussicht gestellt worden war, nun so langsam begänne.

Eigentlich heiratete man auch auf dem Land 1978 nicht mehr so früh. Also war zu Hause das prestigefördernde Gerücht im Umlauf, sie müssten heiraten. Davon konnte jedoch an jenem Nachmittag noch überhaupt keine Rede sein.

Vor ihrer Hochzeit, die auch aus ganz praktischen Gründen ins Auge gefasst worden war, und auch nach dem anstrengenden

Semester wollten sie sich gegen Ende der Semesterferien, wie sie sich gesagt hatten, vor dem neuen Semester und der Hochzeit noch etwas erholen und braun werden. Das hatten sie sich für die Woche am Meer vorgenommen. Es war auch eine Hochzeitsreise im Voraus.

Eigentlich waren sie nur zum Braunwerden hierhergekommen.

Jim war schon ganz braun. Nur die Badehose war auf seinem Körper zu sehen, als Negativ, wie sie sich weiß von diesem lebendigen Braun abhob und sonst das Leben über ein Geheimnis war, das nur wenige zu sehen bekamen.

Vor einer Minute hatte er sie nach einem Schluck Wasser gefragt.

*I am Enzo – call me Jim.*

So hätte auch ein Liebesfilm beginnen können.

Mit dem bewundernden Blick aus dem Jahr 1978 für ein solches Braun und ein solches Weiß dazwischen, das diesen Körper in zwei Teile verwandelte, oben die Partes Honestae, unten die Partes In honestae, so hatte es Roland gerade bei den christlichen Philosophen gelesen, denen die Nacktheit ein Gräuel war, schauten ihm beide hinterher, bis er schließlich ganz im Wasser verschwunden war. Und die anderen, die auch noch herumsaßen und aus dieser Geschichte spurlos verschwunden sind, schauten auch.

Mittlerweile schauten sie sich schon in die Augen. Dabei hatte Jim doppelt zu tun. Und auch so langsam auf die Uhr schauten sie. Roland dachte schon, wie er an seine Adresse käme. Und Rosemarie dachte dies auch. Und Jim auch. Er hatte die vergangene Nacht im Freien zugebracht, hier am Strand, in der Höhle. Sein Koffer stand im Funicolare-Depot. Aber das kam nun nicht mehr in Frage, da waren sich Rosemarie und Roland einig. Sie hatten in ihrem Zimmer in der Pension Tosca noch ein drittes Bett, auf dem bisher das Gepäck lag.

*Du kannst doch bei uns schlafen*

Gut, das war also vereinbart, was alle drei aufatmen ließ.

Nach zwei weiteren Stunden wussten sie schon so viel voneinander, dass sie zu ihm sagten: *Come on, let's got!* – sagte Roland statt *come on, let's go*, versprach sich, und Jim lachte und zeigte seine Zähne, noch ein Argument, das der Teufel Roland zupielte. Sein Englisch war noch ein Schulenglisch, und Jim war der erste Nativespeaker, der ihm in seinem Leben begegnete.

Erst jetzt sahen sie diese Unterhose richtig, als er sich das Stück überstreifte, als wären nun die Vorstellung und das Out-doorleben zu Ende. Sie hatte gar nichts Besonderes, war vielleicht schon verwaschenes Weiß.

*Komm, gehen wir!* Und sie gingen.

Am Ende würden diese drei dann ihre Sachen packen, packten die drei dann tatsächlich ihre Sachen und gingen hintereinander zur Steiltreppe, die zur Via Krupp hinaufführte. Alles Walzer!

Doch so weit waren sie noch lange nicht.